

Zeitschrift: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 51 (1967)

Titelseiten

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ARCHIV
DES HISTORISCHEN VEREINS
DES KANTONS BERN

51. BAND 1967

Der kleine Bund

BEILAGE FÜR LITERATUR UND KUNST

Bern, 12. Juli 1968

«Der Bund» Nr. 161 119. Jahrgang

Arnold H. Schwengeler

Niklaus Manuel als Staatsmann

Ein bezeichnendes Merkmal der Geschichte des alten Bern, zugleich aber auch eine Erklärung für die zielstrebige Entwicklung und Machtentfaltung des Stadtstaates ist die Tatsache, dass während langer Jahrhunderte die fähigsten Bürger sich ebenso leidenschaftlich wie hingebend in den Dienst der Gemeinschaft stellten. Das begann bereits mit den Bubenbergen, die über Generationen hinweg grosse Schultheissen hervorbrachten, und das setzte sich mit vielen glorreichen andern Namen fort bis zum Fall des Ancien Régime. Noch das Beispiel Albrecht von Hallers lässt erfahren, für wie selbstverständlich und immer erstrebenswert man die politische oder militärische Laufbahn betrachtete. Sie war die Krönung eines erfolgreich erfüllten bernischen Daseins, neben der jede andere, noch so bedeutende Leistung geringwertiger erschien.

Tempora mutantur...
Dass dieses Prinzip des Sich-Einsatzens für das Gemeinwesen in der von starken Leidenschaften durchtobten Zeit der Reformation, die auch die Zeit der helvetischen Renaissance war, besondere Gültigkeit erlangen musste, dünkt nicht verwunderlich. Und dass just eine so bewegte Zeit des Umbruchs bedeutendste Persönlichkeiten – teils im Miteinander, teils in hartem Gegeneinander – auf den Plan rief, erklärt sich aus der Natur des Geschehens. Zu den grössten Männern, die damals ins Licht der Öffentlichkeit traten, gehört der Maler, Reisläufer, Dichter, Reformator und Staatsmann *Niklaus Manuel* (1484 bis 1530), dem unentwegte Abschreiber noch immer den Zunamen *Deutsch* geben – weil vor vier Jahrhunderten der Basler Sammler Basilius Amerbach das *D* des Monogramms NMD fälschlicherweise so gedeutet hatte. Tatsächlich stellt es aber nur das Synonym für den (Schweizer-) *Degen* dar, mit dem Manuel wie ein anderer zeitgenössischer Reisläufer-Künstler, Urs Graf, seine Bilder und Blätter zusätzlich signierte.

Die Literatur über Niklaus Manuel ist sehr umfanglich, wobei aus dem vorigen Jahrhundert vor allem die Darstellungen Karl von Grünseisens, Jakob Baehtholds und Otto von Greyzers, aus der Neuzeit die Publikationen von Ferdinand Vetter, Paul Zinsli und Conrad André Beerli hervorzuheben sind. Dazu gesellen sich zahlreiche Bücher und Abhandlungen, die sich speziell mit dem bildenden Künstler befassen (so von Conrad von Mandach, Hans Koegler, H. R. Hahnloser u. a.). Als epischer Vorwurf erscheint Manuel bei Rudolf von Tavel; dramatisch wurde er vom Schreibenden gestaltet.

Und nun ist als jüngster Beitrag zur Manuel-Forschung die Arbeit *«Niklaus Manuel als Staatsmann»* von Jean-Paul Tardent erschienen – eine unter der Leitung von Prof. Dr. Hans von Greyerz entstandene Berner Dissertation*. Sie umfasst rund dreieinhalbhundert Druckseiten, ist also schon nach ihrem Umfang recht ungewöhnlich. Sie ist es aber auch nach ihrem Inhalt, liefert sie doch den erstaunlichen Beweis, dass es dem Bienenfleiss des Forschers noch heute gelingen kann, ein scheinbar bereits fest fixiertes historisches Gemälde in kleinen und grösseren Zügen reich zu ergänzen, ja, sogar zu korrigieren. «Ich habe mich bemüht», schreibt Tardent – er wirkt als Gymnasiallehrer in Burgdorf –, «das Bekannte wissenschaftlich zu erhärten und zu präzisieren, die vielen dunklen Gebiete zu erhellen und zu einer Gesamtschau zu gelangen.»

Ein solches Ziel kann nur mit peinlichster und geduldigster Akribie erreicht werden. Tardent besitzt diese Fähigkeit. Aus gedruckten, aber mehr noch aus ungedruckten Quellen – Staatsarchiv Bern und Stadtarchiv Erlach 1523 bis 1530, Staatsarchive Zürich, Luzern, Freiburg, Solothurn und Basel 1528 bis 1530 – hat er alles Erreichbare zusammengetragen, was auf den Politiker Niklaus Manuel Bezug hat: das Bedeutsame wie das Unbedeutende und daher für den Leser oft Langweilende, zuweilen aber auch fröhlich Erheitern-

de. (Der junge Herr Doktor möge mir diese freundlich gemeinte Bemerkung nicht verübeln; ich werde sie noch begründen.) Entscheidend für den Wert der Arbeit dünkt jedoch, dass es Jean-Paul Tardent gelungen ist – in seinen «Zusammenfassungen» und im Schlusskapitel «Der starke Mann im Rat» –, die überragende Stellung Manuels in einer entscheidenden Phase bernischer und eidgenössischer Politik *wissenschaftlich einwandfrei* zu untermauern. Das ist ein Verdienst auch dann, wenn trotz Erschliessung von noch und noch so vielen bisher nicht benutzten Quellen die Vorstellung, die wir uns bereits bisher von Niklaus Manuel machen konnten, keine grundlegende Aenderung erfährt. Aber Tardents «Detektivarbeit» liefert endlich die saubere *Beweise* für die oft nicht begründbaren Ueberzeugungen früherer Autoren – allerdings nicht für den Dichter Rudolf von Tavel, der in «Meischter und Ritter», vom Hauch der Renaissance ganz und gar nicht berührt, Manuel ungemein verhamloste.

Dass auch ich ihn «veridealisierte», gebe ich gerne zu; aber das Charakterbild des Staatsmannes, das ich 1941 im 4. Akt des Spiels «Niklaus Manuel» zeichnete (neue Buchausgabe im Volksverlag Elgg), wird von Tardent bestätigt. Woraus freilich nie geschlossen werden darf, es habe die dichterische Vision mit den Ergebnissen der Geschichtswissenschaft übereinstimmen! (Der Historiker Friedrich Schiller lieferte mit seinem «Don Carlos» das überzeugendste Gegenbeispiel.)

Die politische Tätigkeit Manuels begann 1510. Dank seiner Heirat mit Katharina Frischung, der Tochter eines Ratsherrn, gelangte er in den Grossen Rat. Irgendwelches Gewicht gewann er jedoch erst, als auch in Bern der Kampf um die Anerkennung des neuen Glaubens einsetzte. Manuel leistete dazu mit seinen «Fasnachtsspielen» (1523) entscheidende Beiträge. Im gleichen Jahre ernannte man ihn zum Landvogt von Erlach; er übte dieses Amt bis zum Herbst 1528 höchst gewissenhaft aus – ein Diener seiner «Gnädigen Herren» (Tardent belegt es), der kaum je wider den Stachel löckte und jenes diplomatische Geschick zu entwickeln begann, das ihm später zu einer fast unbestrittenen Machtposition verhalf.

Tardent weist das eindrucklich für die Jahre 1528 bis 1530 nach, wo Manuel als Venner im Kleinen Rat sass und die wichtigsten Missionen der auswärtigen Politik Berns in

der Zeit vor dem Zweiten Kappelerkrieg erfolgreich erfüllte. In der Auseinandersetzung mit den altgläubigen Oberländern und in den Händeln mit den «christlich verbürgerten» reformierten oder auf der Gegenseite stehenden Orten erwies er sich als souveräner Geist, der den «Krieg um des Glaubens willen» (im Gegensatz zu Zwingli) verabscheute und – als überzeugter Protestant – den *Frieden unter den Eidgenossen* über alles stellte. Die «Kappeler Milchsuppe» war das Werk Manuels. Nach seinem Tod am 28. April 1530 liess sich dann das Unheil nicht mehr aufhalten. Der besonnene, überlegene bernische *Widderpart* Zwinglis fehlte – und der «hitzige» Zürcher Reformator bezahlte eine un gute Politik mit seinem Leben auf dem Schlachtfeld.

Das Hauptgewicht von Tardents Untersuchung liegt auf der Zeit, in der Niklaus Manuel massgeblich als Staatsmann wirkte (Mitglied des Kleinen Rates vom Herbst 1528 bis April 1530). Tardent ging so weit, dass er für diese Zeitspanne eine *kalendarische Agenda* erstellte, die Tag für Tag nachweist (oder nachzuweisen versucht), wo sich der Venner zu dem oder jenem Datum aufhielt. Darüber geben die Quellen weitgehend Auskunft – berühren aber begrifflicherweise das Privatleben des Staatsmannes nicht. Weshalb man es öfters als ungewollt komisch empfindet, wenn der Autor, um eine von niemandem verlangte Auskunft verlegen, Fragen wie diese stellt: «Wo war er an dem Tag?» oder: «Warum... nicht schon am Dienstag im Rat?»

Ja, warum wohl? – Wahrscheinlich, weil auch Niklaus Manuel nach aufreibenden langen Ritzen gelegentlich Erholungspausen einlegen musste, oder auch Besinnungspausen, um sein mit andern Mitgliedern der Regierung



Jugendliches Selbstbildnis Niklaus Manuels. – Ausschnitt aus dem Gemälde «Der heilige Lukas, die Madonna malend» (Kunstmuseum Bern).

nicht immer konformes politisches Vorgehen vorbereitet zu rechtfertigen. So oder so sind aber die «Lücken in der Agenda» historisch völlig belanglos.

Jean-Paul Tardent weiss besser als alle, die sich bisher mit Niklaus Manuel beschäftigten, wo die Schwerpunkte dieser Persönlichkeit liegen. Er kennt auch die Gebiete, die noch eingehender zu beackern wären. Er wäre der Mann, der uns eine neue und in allen Teilen fundierte Gesamtdarstellung von NMD schenken könnte.

Dichtung als Leben

Zum 100. Geburtstag von Stefan George

Heute ist man sich darüber einig, dass Stefan George zu den grössten Dichtern der deutschen Sprache seit Goethe und Hölderlin zu zählen ist und den erhabensten Geistern in der Nachfolge Friedrich Nietzsches angehört. Das war nicht immer so. Wohl den grössten Teil seines Lebens galt George als ein bewusster Teil der Gemeinschaft der Menschen abschliessender, stolzer, königlich oder priesterlich sich gebender, überheblicher Einzelgänger,

der mit den Problemen und Forderungen des Alltags nichts zu tun haben wollte und sich zum Schutz seiner kostbaren und verletzbaren Persönlichkeit mit einem Kreis von Jüngern und Anbetern umgab, die Unbefugte und seine schöpferische Ruhe Störendes fernhielten.

Er wurde als «marmornes Götzenbild» bezeichnet und büsste seine feierliche Abseitigkeit mit totaler Verkenning seines Wesens, Geistes und seiner Kunst. Das hatte zur Folge, dass Georges Lyrik, nach eigenen Gesetzen gebildet und geschrieben, fast durchwegs kühle Aufnahme oder kalte Ablehnung fand. Der Dichter selbst und seine Anhängerschaft trugen gewiss zu diesem Umstand bei. Der Kreis und sein Verhalten entsprach der Art der Dichtung, und das Verständnis für dessen priesterlich prophetische Gebärde fehlte ausserhalb der Gemeinschaft der Eingeweihten. Es brauchte Jahrzehnte, bis es anders wurde, und eigentlich erst der Tod des Dichters und die Folgezeit erwiesen die Grösse und geistige Einmaligkeit eines Mannes, dessen irdisches Dasein in der Ummauerung aufging und tragisch endete.

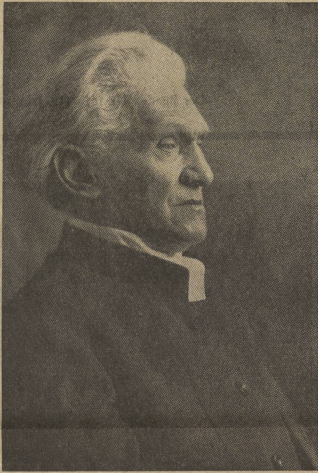
Stefan George wurde als Sohn eines Weinbauers und Gastwirtes am 12. Juli 1868 in Büdheim bei Bingen geboren und wuchs als Kind vermöglicher Eltern in völliger Freiheit auf. Seine Jugendzeit verbrachte er in Bingen und Darmstadt, wo er das Gymnasium besuchte, um anschliessend ohne besonderes Ziel an den Universitäten Paris, Wien, Berlin und München zu studieren. Weite Reisen brachten ihn nach Frankreich, England, Italien, Holland, Oesterreich, Spanien, Dänemark und in die Schweiz. Schon als Knabe dichtete er in einer von ihm erfundenen Sprache. In Spanien fesselte ihn hauptsächlich die maurische Kultur; in Paris machte er Bekanntschaft mit den Symbolisten und Parnassians, und in Wien lernte er Hugo von Hofmannsthal kennen, mit dem er sich stürmisch anfreundete, aber ebenso schnell wieder verfreundete.

Es erschienen seine «Hymnen», dann die «Pülgfahrten». 1892 gründete er die «Blätter



Niklaus Manuel und seine Gattin. – Ausschnitt aus dem Votivbild mit der heiligen Anna selbdritt, von dem man annimmt, dass es während Manuels Tätigkeit als Landvogt in Erlach entstanden ist. (Kunstmuseum Basel)

*Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, 51. Band 1967. Stämpfli & Cie., Bern.



für die Kunst» und legte damit den Grundstein zu einer Dichtergemeinschaft. Dichtung war für ihn Leben, wie Leben auch Dichtung sein sollte. Das war sein «l'art pour l'art», ein anderes Engagement kannten er und sein Kreis nicht. Er schuf unter Schmerz ringend seine Sprache, das Wort handwerklich und kunstvoll seinem reinen Sinn gemäss dem Sprachorganismus einverleibend. Er verband sich keiner Vergangenheit, keiner Richtung und prüfte doch alles. Man sprach bei ihm von ästhetisch-lyrischer Virtuosität, nannte ihn den Gründer des Ordens der «Priesterliteratur», schrieb ihn und seine Herkunft der französischen «Décadence» zu, bezeichnete ihn als «Priesterkaiser», der sich mit seinen Publikationen zum Verkünder seiner eigenen Göttlichkeit machte und sich selbst mit Hilfe der Dichtungen im «Siebenten Ring», im «Stern des

Bundes», im «Neuen Reich» die Stufen zu seinem Thron baute.

Seither haben sich solche Meinungen allmählich aufgelöst. Max Rychner schrieb in seiner Würdigung anlässlich von Georges Tod: «Die bis zum Gefährlichen und Gefährdeten einzigartige Kräftebündelung in George wurde von einem herrisch harten Willen zur Gesetzmässigkeit, zur Allgemeingültigkeit gerichtet. Alle Qual, die einem Menschen zu erleiden gegeben ist, hat seinem Antlitz ihre Spur eingegraben, aller Gram, den ein gesteigertes, unerlöstes Ich zu tragen und zu überwinden hat. Wer dies vergisst und nur den Glanz des Sieges um das Haupt leuchten sehen möchte, verkleinert seinen Rang.»

Wie sehr es diesem unverstandenen Dichter mit seiner unpopulären Haltung und Gesinnung und seinem Glauben an die reine Kunst als die Wahrheitsbringerin ernst war, zeigt seine grossartige Haltung dem Anerbieten des Nationalsozialismus gegenüber, Mitglied seiner «Dichterkademie» zu werden und damit in seine Reihen zu treten. George gab keine Antwort. Wie mit Nietzsche wurde auch mit seinem Geistesgut Missbrauch getrieben. Der barbarische Führungsanspruch des traurigen Regimes hatte mit dem seinen nichts zu tun und sein Menschenbild nichts mit dem der Menschenschinder und Henker. George kehrte von der Heimat den Rücken und zog in die Schweiz, wo er, vereinsamt aber ungebunden, seinem eigenen «Neuen Reich» nachsinnend, am 4. Dezember 1933 im Alter von 65 Jahren in Minusio bei Locarno starb und begraben wurde.

Inzwischen haben sich die Irrtümer über Stefan George weitgehend geklärt, und seine erratische Gestalt wird neuerdings vom reinen Hauch des Werkes überströmt, das in seiner Ganzheit als Ausdruck eines strengen Suchens nach Wahrheit in der Kunst und mit Hilfe der Kunst erkannt und anerkannt wird.

Hans Werner

Aljoschas erste Liebe

Von Nikolai G. G. G. G.

Der Fluss flimmerte im Mondlicht. In der Luft lag ein bläuliches und gelbes Tabakswaden.

Sergej seufzte. «Unmöglich, einzuschlafen. Will nicht jemand etwas erzählen? Der Hauptmann vielleicht?»

Der Hauptmann sah nachdenklich vor sich hin, dann begann er: «Im Jahre 1956 war es, als ein gewisser Pjotr Chmelkow zu uns übersiedelte. Er kaufte eine Hütte und einen Gemüsegarten, pachtete aber kein Land. Er kümmerte sich überhaupt nicht um den Ackerbau, sondern verfertigte Kummerte, Sättel und Pferdegeschirre. Seine Frau war gestorben. Den Haushalt besorgte eine Base, ein furchtsames Weib, das selbst an Feiertagen allein auf der Sonnenbank sass und Sonnenblumenkerne knackte.

So wären sie im Dorf nicht weiter aufgefallen, wenn der Sattler nicht eine Tochter bekommen hätte – Sonja. Ich weiss noch, wie sie zum erstenmal erschien. Es war ein Samstagabend, sie sass mitten unter den Mädchen auf einem Balken. Graue, ein wenig wilde Augen. Helles Haar mit einem leichten aschfarbenen Schimmer. Volle Lippen. Sie tippte mit dem Fuss an die Balken, als lauschte sie einer fernen Musik.

Zwei von unseren Pferdehirten gingen zu ihr hin: Nikita Somow und Senka Strelzow. Sie blieben vor Sonja stehen, musterten sie wie ein Pferd auf dem Jahrmart und fällten ihr Urteil.

«Na?»

«Nichts Besonderes.»

«Langweilig, wie?»

«Ja, langweilig, höchstens was für den Alltag.»

Sonjas Kehle krampfte sich zusammen, als hätte sie sich verschluckt, aber – sie schwieg. Senka und Nikita warteten mit verkniffenen Augen und gingen dann weg. Und abends wussten alle Burschen, dass an Sonja Chmelkowa nichts Besonderes dran war. Dabei blieb es. Sie sass unter den Mädchen, fiel zuweilen schüchtern in ein Lied ein und lief dann unbemerkt nach Hause. Ich weiss nicht, ob sie sich langweilte oder ob sie genug hatte.

Zu Pfingsten veranstalteten wir auf der Strasse einen grossen Reigentanz. Plötzlich stand Sonja mitten im Kreis. Anfangs schaute sie nur mit misstrauisch verkniffenen grauen Augen um sich. Dann wick sie zurück, als

wollte sie in der Menge untertauchen, richtete sich wieder auf und machte ganz unmerklich den ersten kleinen Schritt, den zweiten – es sah aus, als glitte die Strasse unter ihr weg. Wer von uns wüsste nicht, wie man den Russischen tanzt? Mit Trampeln, dass es unter den Absätzen nur so raucht. Sie aber tanzte anders: sie bog und wiegte sich wie eine Birke im Wind, herumwirbelnd hockte sie nieder und richtete sich wieder auf, dass ihr weisser Rock wie eine Kamillenblüte um die sonnenverbrannten Beine flog und die Haarbänder wie ein himmelblauer Ring das blonde Köpfchen umflatterten. Allmählich öffneten sich ihre Lippen und zauberten ein strahlendes Lächeln hervor. Das blaue Tüchlein entglitt ihrer Hand, wirbelte durch die Luft und sank in den Staub. Nikita Somow stiess Senka, der vor Verblüffung den Mund aufriss, beiseite und stürzte hinzu, um es aufzuheben. Sonja aber sprang unter die Menge und lief davon.

Am Abend sass Sonja wieder mitten unter den Mädchen auf dem Balken. Diesmal trat Nikita anders vor sie hin – mit einem veröhnlichen Lächeln. Er gab ihr das Tuch zurück und setzte sich neben sie.

«Soll ich dich begleiten?» fragte er.

«Nach Hause weiss ich den Weg allein.»

«Das begreife ich nicht», brummte Nikita.

«Du begreift es nicht, rennst mir aber trotzdem nach. Wenn du es kapiert hast, kannst du wiederkommen.»

Nikita sprang auf und stemmte die Fäuste in die Hüften. «Ich kann warten», sagte er. «Wenn du mich einmal rufen solltest, musst du laut schreien, ich höre nämlich schlecht.» «Mich wirst du hören», versprach ihm Sonja. «Auch wenn ich flüstere, wirst du es hören und zu mir kommen.»

Nikita lachte spöttisch, doch zu den Burschen sagte er drohend: «Wen ich mit der Chmelkowa sehe, der mag sich hüten! Sie trägt den Kopf zu hoch, sie muss sich ducken. Das bringen wir ihr bei. Ich will das so, und ihr kennt mich ja...»

Nur einer konnte es wagen, Nikitas Willen zu widerstehen, das war Aljoscha Kruglow. Für seine sechzehn Jahre war er normal entwickelt, hatte ein paar Sommersprossen auf dem Nasenrücken und einen rotblonden Schopf, der ihm in die hohe Stirn fiel. Aussergewöhnlich waren nur seine Augen – graue

Augen mit einem unverwandten, dringlich fragenden Blick. Aljoscha wandte seine Augen nicht ab – vor niemanden, vor keiner Drohung. Aljoscha verschlang ein Buch nach dem anderen, er wusste mehr als sämtliche Burschen zusammen. Während der letzten anderthalb Jahre war er häufig zu der fünf Kilometer entfernten Komsomolgruppe wandert – der ersten in unserer Gegend –, obgleich er nicht im Komsomol war, in dieser Gruppe keine Freunde hatte und sich bei seiner Seelsternheit meistens nur bis in den Flur oder bis zur Tür wagte, wo er dann stand und zuhörte, wie die anderen redeten. – Als er vierzehn Jahre alt war, wurde ihm bei der Nachtwache auf der Wiese eine schwere Prüfung auferlegt. Aljoscha musste vom Steufler in ein Wasserloch springen, in dem drei Monate zuvor einer seiner Altersgenossen ertrunken war.

Als er nach seiner Rückkehr erschöpft eingeschlafen war, wollten zwei Burschen seine Füsse binden und ihn übers Stoppelfeld rollen – das war einer der üblichen Scherze. Doch Nikita stiess sie beiseite und sagte nachdenklich: «Rührt ihn nicht an! Dieser Kopf ist mehr wert als eure beiden.»

Seit jener Zeit wurde Aljoscha in der Nachtwache weniger geneckt und mehr nach Städten, Meeren und Maschinen gefragt – nach allem, was uns einfiel.

Aljoscha führte Sonja zum Tanz. Das wiederholte sich Tag für Tag. Sonja veränderte sich – sie wurde eine unermüdete Tänzerin, sie sang und scherzte. Bald gab es keinen mehr zwischen sechzehn und zwanzig Jahren, der sich nicht darum gerissen hätte, sie zu begleiten. «Ich habe es auch versucht», gestand der Hauptmann bedrückt.

Als man Nikita zum erstenmal sagte, sie ginge mit Aljoscha, neigte er den Kopf, schwang lange und fragte dann überraschend ruhig: «Na, und?»

«Du hast doch befohlen... Was sollen wir tun?»

«Nichts!» versetzte Nikita. «Mit Aljoscha – nichts. Er darf es!»

Zwei Wochen später – Aljoscha und Sonja sasssen auf ihrer Bank – kam Nikita hinzu. Er grüsste höflich, nahm Platz und steckte sich eine Zigarette an.

«Bist du gekommen?» fragte Sonja ohne Lächeln.

«Ja», sagte Nikita. «Allabendlich sass die drei auf der Bank und sangen. Nikita, der sich vorher an allen Pforten herumgedrückt hatte, war friedlich geworden und kannte nur noch einen Weg – den zu Sonja... Sie sass und sangen zu dritt. Dann brachten sie Sonja heim, entweder zu zweit, oder Aljoscha allein. Nikita erlaubte sie es nicht.»

Ungefähr eine Woche später versammelten sich die Burschen und Mädchen vor Sonnenuntergang auf dem Kreidelfelsen. Zuerst sangen wir Chorlieder wie gewöhnlich, dann Scherzlieder, und die Neckverse sprangen wie Funken von einem zum anderen über.

Sonja blickte hinüber zu Aljoscha und Nikita. Sie sass, wie immer, nebeneinander. Dann zog sie ihr Tüchlein aus dem Aermel und warf es in die Tiefe, auf den Pfad.

«Meiner Meinung nach», sagte sie, «ist das Sprichwort richtig: Wenn du liebst, dann gehorchtst du und trinkst Wasser selbst von einem Messer... Wer gehorcht Sonja Chmelkowa, he? Eine Minute verstrich unter qualvollem Schweigen. Dann stand Nikita langsam auf, brachte das Tuch zurück, klopfte sich den Staub von den Hosen und setzte sich wieder auf seinen Platz.

«Du siehst, ich habe gehorcht», sagte er. «Ich bringe dir dein Tuch zum zweiten Male zurück.»

Sonja lachte, pflückte eine Kamille und gab sie ihm.

«Danke», erwiderte sie. «Die hast du dir verdient. Verliere sie nicht!»

«Ich werde sie nicht verlieren!» gab Nikita mit spöttischem Lächeln zurück. «Wenn du mich heiratest, wirst du mir die Stiefel reichen. Dafür bekommst du deine Blume wieder, und wir sind quitt.»

«Darauf kannst du lange warten.»

«Nun gut, ich warte.»

«Du liebst mich also? Antworte mir hier oder allen, entscheide dich!»

«Ich liebe dich», sagte Nikita.

Während Sonja mit Nikita redete, sah sie Aljoscha an. Der erhob sich, blieb einen Augenblick unschlüssig stehen und stieg dann den Hang hinauf, dem Dorf zu.

Spät

*Soll ich in Deinen Tagen ungeteilt
und wie ein Engel durchgeh'n durch die Dinge
und durch das Aufschau'n, durch das ganz
Geringe,
die Angst, die lange Nächte unterteilt?*

*Soll ich Dich aufstun wie ein altes Buch
und wie das dunkle Rote später Rosen,
und soll ich Dich, den grossen Heimatlosen,
entfalten wie ein buntes Fahmentuch?*

Kurt Kipfer

Die Burschen und Mädchen fingen wieder an, sich zu necken und Scherzlieder zu singen. Sonja sass schweigend dabei, die Knie mit den Armen umschlungen, senkte den Kopf immer tiefer, und an ihren Wimpern hingen Tränen. Abends schickte sie Nikita weg.

Am übernächsten Tag sandte sie ihre furchtsame Tante zu Aljoscha. Ohne sich vor den Leuten zu schämen, ohne ihre Klatschereien zu befürchten, erwartete sie ihn an der Tür. Und danach sangen sie abends wieder zu dritt...

Im Herbst liess sich Aljoscha in die Schule der Bauernjugend einschreiben. Er ging fort – nicht weit, nur sieben Kilometer, aber doch fort aus dem Dorf.

Beim Abschied fragte er: «Wirst du mich auch nicht vergessen?»

«Niemals – solange ich lebe!»

Im Winter kam Aljoscha für zwei Wochen ins Dorf, und nun gingen die beiden nach dem Tanz die ganze Nacht auf der verschneiten Dorfstrasse spazieren. Plötzlich schmiegte sie sich an ihn und küsste ihn zum erstenmal. «Klug bist du, Aljoscha, und gut. Du wirst fortgehen, und ich werde dir nachsehen und dich rufen – leise, ganz leise. Wenn du horchst, glaubst du, der Schneesturm heult, doch das bin ich. Wenn ein warmer Wind dir die Wangen streichelt, glaubst du, der Frühling kommt, doch ich bin das, ich...»

«Sonja, was redest du?»

«Kümmere dich nicht darum, Aljoscha, ich mache nur Spass. Komm!»

Einmal fragte ich Sonja, weshalb sie Aljoscha so quäle. «Wieso quäle ich ihn? Für Nikita ist es noch schlimmer, und er schweigt.»

«Auch Aljoscha schweigt und beklagt sich nicht. Wie soll das weitergehen?»

«Aljoscha hat eine Liebe, die wertvoller ist als ich – seine Bücher, seine Gelehrsamkeit. Zehn Jahre muss er mit dieser Liebe gehen, ohne sich loszureissen. Zwei lieben auf einmal – das ist qualvoll.»

Das Jahr verging, der Sommer brach an. An einem warmen Abend sass ich am Abhang auf dem Kreidelfelsen. Plötzlich vernahm ich bekannte Stimmen: Aljoscha und Sonja. Ich hörte Sonja sagen: «Geh, Aljoscha, Du bist klug, du wirst es weit bringen, sehr weit. Ich kann mit dir nicht Scherz halten, ich würde dir nur eine Last sein. Mein Verstand reicht nicht aus...»

Ohne sie anzublicken, riss Aljoscha einen verblühten Fliederzweig ab.

«Dir gefällt Nikita?»

«Du gefällst mir auch, aber für ihn bin ich die einzige. Er tut mir leid.»

«Sonja, liebe Sonja, geh nicht zu ihm! Wir wollen den Entschluss bis morgen aufschieben.»

«Das kann ich nicht.»

«Das kann ich nicht.»

«Geh nicht, Sonja... du rennst in dein Unglück!»

«Vielleicht! Aber – was soll ich sonst?»

Sie ging mit schnellen Schritten den Pfad hinunter, auf den sie einmal ihr Tüchlein geworfen hatte, dem dümmrigen Garten entgegen, in dem sie wohl von Nikita erwartet wurde.

«Sonja!»

Keine Antwort. Am Kreidelfelsen sass Aljoscha und weinte. – Die erste Liebe war zu Ende...»

«Und wo sind sie jetzt – Sonja und Nikita?» fragte Sergej.

«Sie liegt nicht weit von hier im Wald begraben... Während sie zu den Partisanen flüchten wollte, wurde sie im Dickicht getötet. Nikita lebt im Dorf. Einmal reiste er zu seiner Tochter in den Ural, aber ganz konnte er sich nicht von der Heimat lösen.»

«Und wo ist Aljoscha?» – Ohne zu antworten, wickelte sich der Hauptmann in seine Decke.

ARCHIV
DES HISTORISCHEN VEREINS
DES KANTONS BERN

51. BAND 1967



Satz, Druck und Broschur Stämpfli+Cie, Bern, 1967